Lehr- und Wanderjahre.

An kleinen Theatern in Ungarn und Siebenbürgen.

Von **Richard Feist.**

Als ich jüngst in alten Papieren kramte, fiel mir auch ein Theaterzettel in die Hände: „Stadthaus-Saal Schäßburg — Gastspiel des Hermannstädter Stadttheater-Ensembles. — Faust von Goethe."

Alte Erinnerungen stiegen vor mir auf, Erinnerungen an die schönste, d. h. sorgloseste und doch von Hoffen und Wollen erfüllte Zeit beim Theater.

Als junger Mensch von zwanzig Jahren, dem damals schon die Wanderlust in allen Gliedern steckte, hatte ich mich nach einem „glänzend absolvierten" Engagement an den Vereinigten Sommerbühnen Immenstadt, Oberstdorf im Algäu und Tegernsee, als erster Held nach Herrmannstadt in Siebenbürgen engagieren lassen, nachdem ich in Wien als Probe dem Direktor D. mit Aufwand meiner ganzen Lungenkraft die große Rede des Glockengießers aus „Die versunkene Glocke" vorgebrüllt hatte. Mein anmutiges Streben hatte Gnade vor seinen Augen gefunden und da wir uns bald über die Gage geeinigt hatten (160 Kronen monatlich und 4 Kronen Spielhonorar waren die fürstlichen Bezüge, die mir zugesichert wurden), traf ich sogleich alle Vorbereitungen zur Fahrt ins fremde Land.

Da wieder einmal Ebbe in meinem Beutel herrschte, wählte ich statt der Eisenbahn die billigere Dampfschiff-Verbindung nach Budapest, zumal die Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft aus mir unbekannten Gründen „reisenden Künstlern" noch eine besondere Ermäßigung gewährt, von der ich selbstverständlich gern Gebrauch machte. Mit den so ersparten Geldern hoffte ich die Kosten für die ersten Tage meines Aufenthalts am Orte meines zukünftigen Wirkens bestreiten zu können. Trügerische Hoffnungen. — Der Tag war heiß, — die Fahrt lang. Hunger und Durst wuchsen dementsprechend. — Die Gelegenheit, auf allen Stationen die schönsten Zwetschken und Melonen, Pfirsiche und Kukuruz-Kolben (sweet corn) kaufen zu können, war zu verführerisch. Auch ein, — es können sogar mehrere gewesen sein, — echt ungarisches Gulasch, sowie eine gute Flasche Ungarwein erschienen meinem gehobenen Empfinden durchaus angemessen. Als ich aber, nach verspäteter Fahrt, kurz vor Budapest meine Barschaft nochmals überprüfte, sank mein Stimmungs-Thermometer allerdings beinah auf den Gefrierpunkt. Das Fahrgeld Budapest-Hermannstadt und ca. 3 Kronen bildeten den Bodensatz meiner Börse. — Doch — „geteiltes Leid ist halbes Leid." — Die Wahrheit dieses alten Wortes erprobte ich, als ich die Bekanntschaft eines Herrn gemacht, der mir schon lange aufgefallen war, weil er nämlich eine wunderschöne, sogenannte Pepitahose trug und außerdem ungefähr denselben Appetit wie ich entwickelte. Ich witterte — er schien auch zu wittern. — Ich glaube, meine Mähne und mein Stolz, der schönste Pelerinenmantel, den ich je besessen, ließen ihn ahnen. —

„Verzeihung, sind Sie vielleicht Kollege?"

„Gewiß."

„Wohin der Fahrt?"

„Hermannstadt."

„Desselben Weges ziehe auch ich." —

Der drastische Komiker des Ensembles, ein Grazer. — Mein etwas deprimierter Gesichtsausdruck ließ ihn fragen, ob mir die vielen Zwetschken vielleicht zu schwer im Magen lägen. Beschämte Antwort meinerseits: „Nein, das nicht, ich habe nur nicht mehr viel Geld und weiß nicht — — —?" „Wozu der Lärm, was steht dem Herrn zu Diensten?" (Vielleicht hatte er irgendwo als drastischer Komiker auch den Mephisto gespielt). Kurz und gut — er hatte auch nicht viel. — Wir hielten Beratung ab, was unter diesen Umständen zu tun sei und kamen überein, unsere Gelder zusammen zu werfen und alle weiteren Kosten gemeinschaftlich zu bestreiten. Da wir mit Verspätung in Budapest eintrafen, versäumten wir den Nachtzug und nahmen uns ein gemeinschaftliches Zimmer in einem Gasthaus. Am nächsten Morgen kauften wir Proviant für die lange Fahrt und mit einem Restbestand von 1.30 Kr. fuhren wir dem Schicksal entgegen, Personenzug — 3. Klasse —. Sie war etwas strapaziös, diese Fahrt, erweiterte aber unsere Menschenkenntnis. Was nämlich in unserm Wagen fuhr, stellte ungefähr eine Musterkarte sämtlicher Balkanvölker dar: Serben, Rumänen, Türken, Bulgaren, — dazu Ungarn aus allen Gegenden und in den verschiedensten Trachten. Unser Hauptinteresse erregte eine Zigeunergesellschaft. Männer, Frauen und Kinder, Kinder und abermals Kinder. Wo die alle herkamen und auf welch geringem Raume alle Platz hatten, ist mir heute noch nicht klar. Ganz ungeniert entwickelte sich das Familienleben. — Meine Geruchsnerven schienen aber für derartige Möglichkeiten, fremde Sitten und Gebräuche zu studieren, keinen Sinn zu haben und verlangten rebellisch nach anderer Luft. Selbst meinem neugewonnenen Freunde, der manches gesehen, ging der Atem aus. Hier mußte Abhilfe geschaffen werden. — Dank einiger Zigarren und 50 Hellern erhielten wir durch den freundlichen Kondukteur ein kleines Separatabteil angewiesen und konnten jetzt mit Ruhe auch der Nacht entgegensehen, denn zwei, wenn auch harte Bänke verhießen uns ein köstliches Ruhelager. — Großwardein, Klausenburg passierten wir — in der Ferne tauchten die transsylvanischen Alpen auf. — Die Gesänge heimkehrender Landleute drangen zu den Fenstern herein. Vom Nebenabteil ertönten melancholische und doch feurige Ungarweisen, auf der Geige gespielt. — Wir schliefen ein. —

Etwas unsanft erweckte uns aus unsern Träumen der Ruf: „Kis-Kapus!" „Umsteigen nach Hermannstadt." — Die sieben Zwetschken (den Ausdruck hatte ich schon dem österreichischen Kollegen abgelauscht) zusammengepackt und hinein in den andern Zug. Endlich nach zwei weiteren Fahrtstunden am Ziele — mit 24 Hellern in der Genossenschaftskasse! — Ein Hotel, dessen Besitzer vorläufig nicht nach Gut und Geld fragte, umfing uns für die weiteren Nachtstunden.

Unser erster und gemeinsamer Gedanke beim Erwachen — Vorschuß? Dem Gedanken folgt die Tat. — Es war zwar erst 8 Uhr, aber Morgenstunde hat hoffentlich Gold im Munde, dachten wir. Der Direktor, der im Theater wohnte, war zwar etwas erstaunt über den frühen Besuch, erkannte aber gleich die Situation, und mit einigen schönen, neuen Kassenscheinen beglückt machten wir uns auf die Wohnungssuche.

Die Proben begannen —, die erste Vorstellung kam —, ich hatte Erfolg — aber, mit des Geschickes Mächten etc. — — — Am nächsten Morgen erhielt ich einen Brief der Direktion:

„Geehrter Herr: — Bei nochmaliger Ueberprüfung habe ich gefunden, daß mein Etat überlastet ist. Wenn Sie gewillt sind mit 120 Kronen Gage und 4 Kronen Spielhonorar abzuschließen etc. ... im andern Falle sehe ich mich genötigt, von meinem Kündigungsrecht Gebrauch zu machen." (Bevor die Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger diesem Tun ein Ende bereitete, enthielten die meisten Verträge eine Klausel, wonach der Direktor berechtigt war, während der ersten vier Wochen den Vertrag 14tägig zu kündigen. Davon wurde sehr viel Gebrauch gemacht. Es gab Direktoren, welche sich drei bis vier Darsteller für dasselbe Fach engagierten, um während dieser Kündigungszeit ohne weitere Kosten für sich die beste Auswahl treffen zu können, d. h. einer wurde nur gebraucht und die andern drei konnten ihr Bündel wieder packen und sehen, wo sie ein neues Engagement bekamen.) — Meine Stimmung war nicht die beste nach Erhalt dieses Briefes. Was tun? Daß ich diesen Vorschlag nicht annehmen konnte, war mir sofort klar, das hätte schon mein verletzter Künstlerstolz nicht zugelassen, aber wie wieder ein neues Engagement finden, woher die Reisekosten nehmen? Ich las den Brief nochmals, auch meinen Vertrag, da — „een Jedanke von Schillern —". „Die Kündigung kann nicht erfolgen, bevor das Mitglied in einer Rolle, welche im Rahmen seines Repertoires liegt, aufgetreten ist. Ich war als erster Held engagiert, wenn auch das damals unerläßliche Merkmal meines Faches, die imposante Gestalt, von mir mit Watte vorgetäuscht wurde. Vorne welche, hinten welche, oben und unten —. Mein Repertoire enthielt all' die hochtönenden Namen wie: Karl Moor, Posa, Egmont, Faust, Othello und Hamlet. Es war zum größten Teil Schwindel, denn ich hatte kaum eine von diesen Rollen studiert, noch viel weniger gespielt, — die Franze Moore, Jagos und Mephistos machten mir mit 18 Jahren mehr Spaß, — aber sie standen doch schwarz auf weiß da verzeichnet. Der Direktor erhielt also von mir den Bescheid, daß ich unendlich bedauern müsse, auf seinen Vorschlag nicht eingehen zu können, ja, daß er überhaupt kein Recht zur Kündigung habe, ehe ich nicht in einer Rolle meines Faches aufgetreten sei. — (Mein Debut hatte ich in einer humoristischen Rolle gemacht.) — Dies schien ihm einzuleuchten, denn am nächsten Tage, einem Mittwoch, brachte mir der Bureauchef selbst, (er war zugleich Gastwirt, wir aßen auf Kredit bei ihm, und jeden 1. und 15. wurde uns der Betrag von der Gage abgezogen, ein einfaches und für ihn wenig riskantes Verfahren, da er selbst die Gagen auszahlte) die Rolle des Egmont mit dem Bemerken, am Samstag sei das Stück. Gerechter Gott... Das war die am meisten geschwindelte Rolle, seit der Schulzeit hatte ich das Buch nicht mehr gelesen, das Stück nicht mehr gesehen, und jetzt sollte ich von Mittwoch bis Samstag die Rolle des Egmont lernen. Doch — vorwärts, vorwärts tapferer Cid: Die Füße in einem Eimer mit kaltem Wasser gesteckt — dabei sollte man wach bleiben, hatte ich gehört, — neben mir einen großen Topf mit Kaffee, dazu die unvermeidliche Sport-Zigarette, so paukte ich Tag und Nach Egmont. Die letzten 15 Kronen hatte ich für ein Paar prachtvolle Rittersstiefel ausgegeben, dazu mir klingende Sporen und wallende Straußenfedern geborgt. So gerüstet erwartete ich, mit eines Türken würdigen Fatalismus, den großen Abend. Wie er überhaupt aus geworden ist, weiß ich nicht mehr, denn ich befand mich in einem Dämmerzustand, mir wurde bald heiß, bald kalt; — nur daß ich fürchterlich geschrieen haben mußte, merkte ich an der Tonlosigkeit meiner Stimme nach der Vorstellung. Aber das Merkwürdige war geschehen, dem Publikum und auch dem gestrengen Direktor hatten meine Anstrengungen gefallen. Er betrachtete mich von jetzt an als Mitglied seines Ensembles. Ich glaube wir Beide haben diese Wendung nicht bereut, ich wenigstens weiß, daß diese Egmont-Aufführung für mich den Beginn der interessantesten Zeit beim Theater bedeutete.

Zwei volle Jahre und später noch manche sogenannte „Nachsaison" habe ich in Hermannstadt, Kronstadt und all den lieben siebenbürgischen Städten und Städtchen verlebt, Land und Menschen mit offenen Augen betrachtend, und so groß ist die Erinnerung an alle das Schöne und Interessante, das ich erlebt und gesehen, daß ich keinen größeren Wunsch hege, als all diese Stätten seligen Jugend-Erinnerns recht bald wieder aufsuchen zu können.

Arbeit über Arbeit gab es, denn das Repertoire war sehr abwechslungsreich und umfaßte beinahe alle Kunstgattungen: Schau- und Lustspiele. Posse und Operette, ja sogar leichtere Oper. Mein Rollenverzeichnis wurde bald ein vielfarbiges, jedoch der Wahrheit entsprechendes Dokument. Die Fachbezeichnung, einst meine Retterin, wurde ein recht dehnbares Band, welches die gegensätzlichsten Rollen umschloß. Zwar wurden nicht so große Ansprüche an unsere Wandlungsfähigkeit gestellt, wie an anderen kleinen und kleinsten Kunst-Instituten, z. B. wie am Hof- und Nationaltheater Schärding am Inn, wo eine spätere Kollegin von mir, ein jetzt sehr bekanntes Mitglied des K. u. K. Hofburgtheaters, nicht nur den Kosinsky in „Die Räuber" spielte, sonder sogar als Dr. Crusius in „Die Großstadtluft" einen mächtigen grauen Vollbart ins zarte Mädchenantlitz klebte — oder wie in Hartberg am Wechsel, wo Karl Heinz und Stoffel ('s Nullerl) Glanzrollen der Frau Direktor waren, selbst zu einer Zeit, da sie Vorbereitungen traf, das Ensemble um ein weiteres Mitglied zu bereichern. Solche Vielseitigkeit wurde nicht verlangt, aber alle Liebhaberrollen, komische und ernste Operettenpartien wechselten mit den Hauptstücken meines eigentlichen Faches ab. Mein Stolz war die „Knusperhexe" in Humperdinks „Hänsel und Gretel". In der Woche 4, ja manchmal auch 5 verschiedene Stücke war die Regel; und noch heute frage ich mich, wie es möglich war, nur die Situation aller dieser Stücke zu beherrschen. Von korrektem Lernen konnte bei dieser Arbeitsfülle ja überhaupt nicht die Rede sein. Die schwierigsten Stücke wurden mit 2—3 Proben gespielt und wenn die jüngeren manchmal Zweifel am Gelingen solcher Husarenstücke äußerten, so trösteten die Erfahrenen mit der Redensart: „Auf die Nacht, wenn die Lichter brennen und der rote Teppich liegt, geht alles," und es ging auch. — Man half sich gegenseitig aus allen Nöten. Was der Eine vom Souffleur nicht hörte, hörte der Andere. Dabei ereigneten sich manchmal die drolligsten Szenen. Ich erinnere mich bei einer Aufführung von „Trilby" des Auftrittes der drei Künstler im letzten Akte, am Krankenlager von Trilby. Billy, mein Freund M., hatte wieder schwach memoriert und blieb tüchtig hängen. Liebreich wollten ihm Sandy und Taffy aus der Patsche helfen und begannen nun ihrerseits gleichzeitig Billy's Part zu sprechen, den der Mann im Kasten mit Stentorstimme schon mehreremal vorgeschrien hatte. — Im selben Augenblicke hatte auch Billy wieder den Faden gefunden und stimmte in den Chorus mit ein. Keiner wollte aufhören, weil er fürchtete dadurch als Schuldiger zu gelten, und so vernahm man: „Und waren sie lange mit Svengali auf Reisen? unisono im Baß, Bariton und Tenor. Als das Terzett geendet, lachte gesund und munter die kranke Trilby, Svengali, der in dieser Szene als Bild posierte, fing zu lachen an, und schließlich lachte auch das gesamte Publikum. Doch solche kleinen Entgleisungen störten nicht ernstlich die Harmonie des Ganzen. Temperament und echte Komödiantenlaune waren im Uebermaße vorhanden und ließen die Zuschauer kleine technische Schwächen vergessen. Die Schauspieler, welche sofort, dank günstiger Verbindungen, von der Schauspielschule an große Bühnen kommen und nur großzügige mit allen Mitteln ausgestattete Betriebe kennen, sind leicht geneigt, das Wollen und Gelingen an kleinen Theatern zu unterschätzen. Gerade dort, und in Oesterreich besonders, findet man viele ursprüngliche Talente, die nur zum größten Teile später infolge Mangels an Fleiß und Selbstdisziplin verschmieren und verkommen. Wir hatten z. B. damals einen Komiker, der ein Menschendarsteller im besten Sinne war — er hatte keine große Bildung aufzuweisen, besaß aber eine seltene Beobachtungsgabe und sein Humor schöpfte aus einem reichen Gemüte. Ich habe bis heute keinen besseren Brenninger (Kreuzelschreiber), Knierim (Lumpazi) und Wurzelsepp gesehen als ihn. Die Aufführungen klassischer Stücke, welche immer große Begeisterung auslösten, waren nach der sprachlichen Seite hin zwar nicht ganz frei von dialektischen Färbungen. Man gab sich zwar die größte Mühe, ein tadelloses „Hochdeutsch" zu reden, aber das Gelingen hielt mit dem Wollen nicht immer gleichen Schritt und gab oft Anlaß zu manchen drastischen Stoßseufzer. So erklärte ein Chorsänger, dem eine kleine Rolle in „Wilhelm Tell" zugeteilt war, nach fruchtlosen Versuchen, seinem Munde die schönsten Jamben zu entlocken, dem Regisseur: „Da, spülens einernen Schmarrn' sölber, i bin ka Klassiker!" Schwung, Temperament und ehrliche Hingabe zeichneten jedoch diese Vorstellungen aus. Das Publikum, anhänglich wie selten eines, dankte uns auch dafür und nicht nur „Blumen, nichts als Blumen", wie es in einem alten Couplet heißt, waren unser Lohn, sondern auch weit nützlichere Dinge, von der goldenen Uhr angefangen bis zum Kinderwagen und Stoff für einen Anzug. Man fühlte die gute Absicht des Spenders, und wurde durch ungewöhnliche Gaben nicht irritiert. Z. B. empfand ich es damals durchaus nicht als verletzend, als mir nach der Darstellung des „Pfarrers von Kirchfeld" eine alte Verehrerin zwei Dutzend selbstgestrickte Strümpfe überreichen ließ. Jetzt noch wird mir ordentlich warm um die Füße — Verzeihung — ums Herz — wenn ich all der Beweise wahrer Freundschaft und Liebe gedenke, die Jedem zuteil wurden.

Aber auch außerhalb des Theaters waren wir oft Gegenstand großer Aufmerksamkeit. Hier wurde nicht, wie sonst oft in kleinen und zuweilen auch „größeren" Städten, eine kleine Kluft zwischen Schauspieler und verehrtem Publikum betont. Im Gegenteil, es war, als wollte uns jeder verhindern, auch nur an die Möglichkeit, daß eine solche vorhanden sei, zu glauben. Viel trug dazu unser Verkehr mit den Offizieren der dortigen Garnison bei. Hermannstadt als Sitz eines Korps-Kommandos, wies Vertreter aller Chargen und Grade auf. Viel Zerstreuung außer Caféhaus und gelegentlichen Bällen gab es ja nicht, also ging man ins Theater. Lernte bald alle Mitglieder kennen, spielte wohl auch gelegentlich den Mäcen, indem man die ganze Gesellschaft zu einem guten Nachtmahl mit obligater Zigeunermusik einlud, im Verlauf dessen dann jeder Offizier wie Schauspieler, seiner guten Laune die Zügel schießen ließ, was meist eine recht lustige Separatvorstellung ergab. Besonders die jüngeren Offiziere fühlten sich sehr wohl in unserm Kreise, da auch sie alles von der Zukunft erhofften und die Welt gern, wie durch rosenrote Brillen ansahen.

Im Frühjahr begaben wir uns gewöhnlich zu einer Nachsaison von 5 bis 8 Wochen nach Kronstadt (Brasso). Bot Hermannstadt schon viel Interessantes, so gab es hier noch mehr zu sehen. Der rumänische Einschlag in der Bevölkerung ist hier weit größer. Ein Markttag z. B. zeigte ein farbenprächtiges Bild von südlichem Reize. Die zweirädrigen Karren der Rumänen mit Holz, Gemüse, Flechtereien, Tonwaren und Früchten aller Art beladen, bespannt mit Rindern oder Büffeln, dazu die leichten Wägelchen der Ungarn mit prächtigen Pferden. Ein lebhaftes Gefeilsche in Deutsch, Ungarisch und Rumänisch ließ erkennen, daß man hier am Vortore zum Orient stand. Von jeher mit großer Liebe für die Natur erfüllt, übte die reizende Lage Kronstadts, in einem Talkessel, eingeschlossen von Bergen, mit den Ruinen alter Befestigungen geziert, einen großen Eindruck auf mich aus. Jede Gelegenheit wurde auch zu ausgedehnten Wanderungen in die schöne Umgebung benutzt. Mein Lieblingsziel war die „Zinne". Direkt über der Stadt gelegen, ungefähr 600 Meter hoch, gewährt sie einen selten schönen Rundblick. Die ganze Kette der transsylvanischen Alpen ist sichtbar; im Vordergrund die mächtigen Fogorascher Berge mit dem Negoi, dem höchsten Gipfel des ganzen Gebirges. Weiterhin über die Grenzberge und das Wäldermeer, welches Sinaia, die Sommerresidenz des rumänischen Königspaares, birgt, sieht man weit in die rumänische Ebene hinein. Ferner das von Rebenhügeln durchzogene Burzenland mit all den Städtchen und Dörfern, wie aus der Spielzeugschachtel aufgestellt. Zu Füßen selbst das altehrwürdige Kronstadt, mit der schwarzen Kirche (von welcher aus Honterus der Reformation in diesem Landstriche Einlaß verschaffte) mit seinen Rumänen-Vorstädten, die sich wie bunte Bänder ins dunkle Grün des Waldes einbetten. Alles überragt vom Burgberge. Zu allen Tageszeiten und auch nachts zog ich mit einem gleichgestimmten Fe(r)unde auf die „Zinne" und pries den Schöpfer in seinen Werken. Wer hätte damals, beim Anblick dieser tiefsten Frieden kündenden Landschaft geahnt, daß auch um diese stillen Berge die Wogen des Krieges branden würden?

Nach Absolvierung dieser kurzen Spielzeit in Kronstadt ging es auf die „Dörfer", wie wir all' die reizenden Städtchen nannten, in denen unser Thespiskarren jetzt halt machte. Diese Kunstfahrten waren für mich der „höchste Spinat". Da wir unsere während der Winterspielzeit erprobten Stücke wiederholten, gab es wenig oder gar keine Proben, dafür aber desto mehr Gelegenheit, all' das Neue mit Muße betrachten zu können. Reizvolle Nester waren es, in die wir kamen. Reps (Homerod-Koehalom) mit seinem Schwefelbad, das mich von einem Muskel-Rheumatismus befreite, und seiner Babernburg, auf deren höchsten Zinnen ich lag und Turmfalken schoß; Schäßburg, das herrlich gelegene, Mediasch, Bistritz, Broos und viele andere. Jedes dieser Städtchen hatte seine besonderen Schönheiten, etwas hatten sie aber alle gemeinsam — die befestigten Kirchen. Zur Zeit der Türkeneinfälle erbaut, waren die Kirchen nicht nur als Bethäuser, sondern auch als Zufluchtsstätten beim Herannahen des Feindes gedacht. In der Kirche beteten die Frauen, auf den Zinnen und Türmen kämpften die Männer. Jetzt ist die Bestimmung der alten Türme prosaischer. Man nennt sie „Specktürme", d. h. sie dienen als Aufbewahrungsort für den Speck- und Schinkenreichtum einer Gemeinde.

Also alle diese Flecken versorgten wir mit Kunst, und es stellte dem Geschmacke dieses Häufleins versprengter Stammesgenossen kein schlechtes Zeugnis aus, daß „Meeres und der Liebe Wellen", „Kabale und Liebe", „Faust", "Nora" von Ibsen und „Die versunkene Glocke" zu den begehrtesten Stücken gehörten. Die Aufführung von „Faust" mußte zwar auf Schäßburg und Bistritz beschränkt bleiben und selbst hier wurde der Phantasie der Zuschauer viel Spielraum gelassen. Zum Glück besaßen wir einen in allen Sätteln gerechten Regisseur, der es fertig brachte, mit Hilfe der schwarzen Tücher, welche in Oesterreich bei einem Trauerfalle zum Ausschlagen des Hausflures im Trauerhause benutzt werden, und die ein kunstsinniger Leichenbestatter gern zur Verfügung stellte, sowie einiger aus Silberpapier geschnittenen Sterne, einen illusionsfördernden Himmel für den Prolog herzustellen. Daß die Sonne nach alter Weise am Nachthimmel tönte, schien niemand zu bemerken. Auch sonst gab es manchen heiteren Zwischenfall. In Mühlbach sogar einen regelrechten Theaterskandal, eine Novität für diese Stadt. Die Sache kam so. — Der gestrenge Herr Stadthauptmann, der Polizeigewaltige des Ortes, faßte unsere Anwesenheit als längst ersehnte muntere Unterbrechung seiner einförmigen Dienstpflichten auf und hatte nichts besseres zu tun, als mit den Fröhlichen fröhlich zu sein und sich ordentlich auszutoben. Er betrachtete uns als seine Gäste und in dem Gasthaus, in welchem wir spielten, war auf seine Kosten stets eine reiche Tafel für uns gedeckt. Der Wein wurde in Kannen angefahren und die unermüdliche Zigeunerkapelle spielte Tag und Nacht zum Tanze auf. Dieses Schlaraffenleben wurde nur durch die Abendvorstellung unterbrochen, dann ging das muntere Treiben bis zum frühen Morgen weiter. Dieser Zweig unserer Tätigkeit, unter Anleitung des Polizeichefs, mit gütiger Assistenz des Herrn Gendarmerie-Leutnants, welcher uns auch als echter Ungar in die Geheimnisse des Czardas einweihte, war ganz natürlich der „Stadthauptmännin" ein Dorn im Auge. Sie brütete Rache und brachte ihren Plan am Abend der letzten Vorstellung zur Ausführung, in der Absicht, uns die Wiederkehr für immer zu versalzen.

„Das Riesenkind" war der Titel des Abschiedsstückes, in welchem ein übermütiger Künstlerulk ausgeführt wird und einer der Darsteller mit Häubchen und Hemdchen angetan, in einer Wiege liegend, als Riesen-Baby fungieren mußte. Diese Szene brachte das Blut der züchtigen Mühlbacherinnen älteren Semesters, auf ein Zeichen der Frau Stadthauptmann, zum Ueberkochen. Ein grimmiges Zischen brauste wie eine Windsbraut durch den Saal; Rufe wie: „Aufhören", „Herunter", aus vor Entrüstung überschnappenden Kehlen, ertönten. Die Jugend protestierte gegen dieses Verlangen nicht minder temperamentvoll und der Höhepunkt dieses Tohuwabohus wurde erreicht, als mein kecker Freund S. auf den wiederholten Ruf „Herunter" . . . an die Rampe trat und mit unschuldiger Miene fragte: „Ich oder der Vorhang?" Beinahe hätte es Mord und Totschlag gegeben, denn schon funkelten Regenschirme und Stöcke in der Luft — als der Direktor, um den Burgfrieden Mühlbachs zu wahren, den Vorhang fallen ließ. Wie die Ausgewiesenen schlichen wir nach der Vorstellung zum Bahnhofe, wissend, daß Mühlbach für unsere Kunst verloren sei. So war es auch. Die Tugend hatte gesiegt. Dem Theater wurde späterhin als „unmoralische Anstalt" der Eintritt in Mühlbachs Mauern versagt.

Aber diese Uebermoralischen, welche diese harmlosen Fröhlichkeiten als Sünde gegen den heiligen Geist ansahen und die „Komödianten" zu allen Teufeln wünschten, waren, Gott sei Dank, in der Minderzahl. Die meisten der Leute waren weniger engherzig, im Gegenteil für sie war unsere Ankunft stets ein Fest, und von Jahr zu Jahr freuten sie sich von neuem auf die kurze Theaterspielzeit. Gar herzlich wurden wir bewillkommt. Besonders eindrucksvoll gestaltete sich unser erster Einzug in Birthelm, dem ehemaligen Bischofssitze der Siebenbürgener Sachsen. Der Herr Pfarrer, wir hatten übrigens im allgemeinen an den evangelischen Geistlichen die besten Förderer, holte uns von Mediasch, wo wir gerade spielten, mit einem Wagenzuge ab, und mit zwei Kollegen, welche Klampfen und Mandoline spielten, an der Spitze, gefolgt von einem Leiterwagen, der unser Gepäck und Dekorationsstücke trug, zog die Karawane in den lachenden Frühling hinein. Die richtige lustige Künstlerfahrt. Am Orte angelangt, wurden wir vom Herrn Apotheker, dem Bruder des Pfarrers, empfangen, welcher, eine regelrechte Quartierliste in der Hand, uns Wohnung anwies. Die hervorragendsten Bürger Birthelms rechneten es sich nämlich zur Ehre an, ein Mitglied des Ensembles bei sich zu beherbergen. Ich kam zu einem Schneidermeister und Weinbergbesitzer, der mich im Laufe der Tage gern zum Dickwanst herausgefüttert hätte (damals hatte ich dies sehr nötig, denn meine Taille konnte mit der einer Wespe konkurrieren).

Die Bühne wurde im ersten Gasthofe des Ortes auf leeren Fässern aufgeschlagen, das Proszenium schön mit marmoriertem Papier verkleidet, die Beleuchtung, eine riesenhafte Petroleum-Hängelampe, installiert, der Vorhang gehängt, und nun konnte das Spiel beginnen. Eröffnungsvorstellung bei tatsächlich brechend vollem Hause, im Laufe des Abends gingen einige Sitzgelegenheiten infolge Ueberlastung den Weg allen Holzes: „Des Meeres und der Liebe Wellen". Elementare Begeisterung. Sie erlitt auch keinen Abbruch, als ich mich als Naukleros genötigt sah, auf eine Bank zu steigen und vor den Augen des Publikums die Beleuchtung, welche unsere Hero vorzeitig umzubringen drohte, zu regulieren. Die Lampe rauchte nämlich entsetzlich und Frl. B. erlitt einen Hustenanfall nach dem andern. Es war die Zeit der Rosen.

Herrliche Zeiten für junge, empfängliche Gemüter. Frühling, Wein und — im Vertrauen gesagt — manch' zarte Bande. Herz, was begehrst du mehr?

Eines wird der verehrte Leser aus allen Schilderungen herausgefunden haben, daß die guten Sachsen wie ihre Vorväter gern immer noch eins trinken. Sehr erklärlich. Wer könnte auch dem herrlichen Tropfen, der da unten gebaut wird, widerstehen. Mir läuft jetzt noch das Wasser im Munde zusammen, wenn ich an den köstlichen Muskateller denke, den wir im Pfarrgarten zu Birthelm tranken, oder an den alten Süßen beim Pastor in Reps, als wir Gäste bei der Taufe seines Erstgeborenen waren. Die Leute verstehen aber Gleichgewicht zu halten, denn auf gutes Essen wird nicht weniger Wert gelegt. Man muß nur die Speckseiten, die Schinken und die Würste in einem der Specktürme gesehen haben, und man weiß Bescheid.

Daß neben den leiblichen Genüssen nicht die geistigen vernachlässigt werden, zeigte nicht nur die verständnisvolle und herzliche Aufnahme, die unsere wertvollsten Stücke fanden, sondern auch das Vorhandensein von Bibliotheken, Kunst- und Altertümersammlungen im kleinsten Städtchen, das Bestehen von Vereinen, welche Literatur und Musik, sowie Trachten- und Stammeskunde pflegen.

In Hermannstadt wurden jährlich auf hoher Stufe stehende Musikfeste abgehalten, und Volksfestspiele, meist Begebenheiten aus der Geschichte darstellend, bildeten den Rahmen für die Vorführung alter Sitten und Gebräuche, Tänze und Gesänge. Als Beweis hohen ethischen Empfindens ist auch das zähe Festhalten an Herkommen und Tracht, besonders auf dem Lande, zu betrachten. Alles deutet auf einen regen und doch festen und treuen Sinn dieser Menschen hin, die kennen gelernt zu haben mir stets eine wertvolle Erinnerung sein wird. Ein reiches und schönes Land. Ein kernhafter Menschenschlag. Eines des andern würdig.

Die Lutheraner New Yorks.

Seit fünfzig Jahren wirkt George U. Wenner als Seelsorger der von ihm ins Leben gerufenen Gemeinde der Lutherischen Christus-Kirche, No. 406 Ost 19. Straße. Ein halbes Jahrhundert gesegneter, fruchtbarer Arbeit, emsigen Suchens und Forschens. In diesem halben Säkulum hat sich ein gutes Stück der Geschichte der lutherischen Kirche der Stadt New York abgespielt, deren innere Ursachen und äußere Wirkungen der Geistliche mit warmem Herzen und offenem Auge verfolgt hat. Da ist es ihm im vorigen Jahre anläßlich der in Kriegsgetös und Schlachtendonner kaum in weiteren Kreisen wahrgenommenen Vierhundertjahrfeier der Reformation in den Sinn gekommen, das, was über die wechselvollen Geschicke der Lutheraner New Yorks bekannt oder erforschbar war, in ein Buch zusammenzufassen, Denen, die vor ihm und mit ihm gewirkt, ein Denkmal zu setzen, der Allgemeinheit ein Bild zu geben von der amerikanischen Ausbreitung der neuen Lehre des Eislebener Bergmannssohnes, auf der sich wie eine feste Burg die Gemeinschaft der Millionen aufbaut, die sich zum Lutherglauben bekennen.

Dies Buch*) liegt heut vor uns. Ein Buch, das gelesen zu werden verdient. Nicht von Denen allein, die Interesse an dem Gegenstand selber haben, sondern von Allen, die sich für die Geschichte der Deutsch-Amerikaner, soweit sie sich im Bereich der heutigen Großstadt abgespielt hat, interessieren. Denn die ältere Geschichte der Lutheraner New Yorks deckt sich fast lückenlos mit der seines Deutschtums im weiteren Sinne, und viele von den Namen, auf die gerade in heutigen Tagen wir als Namen von überragender Bedeutung in der Geschichte des Landes hinzuweisen uns veranlaßt sehen, leben auch in diesem Buche wieder auf und werden zu Gestalten, zu Mitwirkenden beim Werden der großen Republik.

Mit nur wenigen Ausnahmen hat der Verfasser sämtliche lutherischen Pastoren New Yorks des vorigen Jahrhunderts persönlich gekannt; im regen Verkehr mit ihnen hat er viel erfahren, was seiner Arbeit von Nutzen gewesen, noch lange ehe er sich mit ihr beschäftigt.

Zeiten, in denen Windstille geherrscht, in denen der langsam anschwellende Strom der Entwicklung des Lutheranertums ruhig dahinfloß, fertigt der Chronist, wie es sein sollte, mit wenigen die Umrisse knapp wiedergebenden Strichen ab, hier und dort ein freundliches Wort einstreuend für eine Erscheinung, die aus dem Alltag herausragte.

Aber die Epochen, in denen es gährte und stürmte, in denen die Meinungen auseinanderprallten und es in dem noch unfertigen, noch wachsenden Bau Risse gab und Spaltungen, die führt uns Dr. Wenner in der Ausführlichkeit vor, die nötig ist, um auch dem Laien einen tieferen Einblick in das Wesen und Werden der Kirche zu gestatten, ihn verstehen zu lassen, welchen Problemen sich die Lutheraner früherer Tage gegenüber sahen, sich unsere Zeitgenossen gegenüber sehen.

Ein Kapitel, das gerade heute Jeder, der deutscher Abkunft, lesen muß, ist das die deutsche Sprache behandelnde. Hier ist der Verfasser nicht Chronist, nicht Rückschauender, hier ist er ganz Gegenwärtiger, ganz inmitten der Wirklichkeit Stehender. Dr. Wenners Vorfahren sind vor etlichen 150 Jahren herüber gekommen, lange vor der Zeit, als der junge Hansjakob aus Waldorf bei Heidelberg, der Gründer der Astor-Dynastie, herüberkam, lange ehe so manches deutsche Grünhorn, dessen Name in seiner heutigen Schreibweise kaum mehr zu erkennen ist, hier landete. Er hat Anspruch darauf, als echter, in der Wolle gefärbter Amerikaner ohne jeglichen Bindestrich angesprochen zu werden. Und darum hat er auch Anspruch auf Gehör, wenn er, wie er es in diesem Kapitel seines Buches tut, als Verfechter und Befürworter der deutschen Sprache eintritt. Wohlvermerkt, er verlangt nicht, daß Deutsch die Sprache der deutsch-amerikanischen lutherischen Kirchen sein solle. Im Gegenteil! Die Geschichte hat ihn eines Besseren belehrt: die schwedischen lutherischen Gemeinden am Delaware sind ausnahmslos der lutherischen Kirche verloren gegangen, weil sie sich dem Zeitgeist widersetzten und die englische Sprache nicht in ihren Gottesdienst einführen wollten. In London hat man dieselbe Erfahrung gemacht, und obwohl Prinz Albert und seine königliche Gemahlin, Victoria, mit der lutherischen Kirche in Verbindung standen, ist heute in London nicht eine einzige englische Kirche dieser Konfession zu finden. Die holländische lutherische Kirche in New York gab zuerst nach, und neben der niederländischen wurde die englische Sprache bei den Andachten und anderen kirchlichen Handlungen gebraucht. Heute ist es der Widerstreit zwischen Englisch und Deutsch. Dem Englischen muß das Wegerecht eingeräumt werden. Es ist die praktische, die einfache Alltagssprache. In unserer Stadt werden 35 Sprachen gesprochen; die englische aber ist die Umgangs-, die Amtssprache. Die Schule lehrt Englisch. Und die Schule ist der große Schmelztiegel. Schulkinder wollen ihren Schulkameraden gegenüber nicht als „Fremde", als „Andere" gelten. Warum dann nicht die englische Sprache auch ausschließlich in der Kirche einführen?

Hier nun tritt Pastor Wenner als warmer, beredter Befürworter der Beibehaltung des Deutschen neben dem Englischen ein. „Deutsch ist eine Sprache, die wir nicht verlieren können, selbst wenn wir es wollten, und die wir nicht verlieren wollen, selbst wenn wir es könnten. Der Schüler muß sie lernen, weil sie das unerläßliche Mittel zum Studium der Wissenschaften, der Weltweisheit ist. Früher war Lateinisch dies Mittel, heute ist es das Deutsche. Der Literaturfreund lernt sie, weil sie die Sprache Goethes und Schillers ist. Der Lutheraner schließt sie in sein innerstes Herz ein, weil sie das Gefäß ist, das die Schätze des Denkens und der Glaubenstreue birgt, die seit vierhundert Jahren sein Glaubensbekenntnis bereichert haben. Der Lutheraner braucht die Literatur, in denen seit Jahrhunderten die Ideen seiner Kirche ihren Ausdruck gefunden haben. Sie bildet die unerläßliche Grundlage seines intellektuellen Wachstums. Die Lutheraner Amerikas sollen den Zusammenhang mit den Glaubensgenossen in der alten Welt nicht verlieren, sie sollen imstande sein, die Neuankömmlinge in ihre Gemeinden aufzunehmen. Denn die Einwanderung hat in der hiesigen lutherischen Kirche allzeit die größte Rolle gespielt.

„Manche von unseren anglo-amerikanischen Nachbarn sind um unsere politische Wohlfahrt besorgt. Sie raten uns, das Deutsche aufzugeben, damit wir uns amerikanisieren. Viele von uns sind Nachkommen von Deutschen, die den amerikanischen Boden pflügten, schon lange ehe die Vereinigten Staaten von Amerika entstanden."

Und hier zählt der Verfasser geschichtliche Ereignisse auf, die jedem Deutsch-Amerikaner bekannt sind oder bekannt sein sollten, und zählt auf, was unsere Vorfahren und die Männer, die wir selbst gekannt, vollbracht haben.

Von vielleicht nicht so allgemeinem, aber doch für den Lutheraner regstem Interesse sind die anderen kirchlichen Probleme, mit denen sich der Geistliche beschäftigt, und in deren Behandlung er seine oft neuen, weit vorausschauenden Ansichten mit überzeugender Beredsamkeit vertritt.

*) The Lutherans of New York. 1648—1918, by George U. Wenner, D.D., L.H.D., New York. The Petersfield Press, 219 East 19. St.

Die Krankheit der Lieblingskinder.

Verwöhnte und verhätschelte Kinder scheinen im allgemeinen mehr zu Krankheiten zu neigen als andere, die mehr sich selbst überlassen bleiben. Dieser Satz kann aber von jedermann bestritten werden, solange er nicht durch einwandfreie Feststellungen bewiesen ist. Es ist daher ein berechtigtes Unternehmen, wenn Dr. Friedjung seine Aufmerksamkeit darauf gerichtet hat, Beobachtungen über den Gesundheitszustand der Kinder zu sammeln, die keine Geschwister haben. Das einzige Kind ist immer etwas besonderes, und seine Jugend pflegt wesentlich anders zu verlaufen als bei Kindern, die im Elternhaus dauernd in körperlicher und idealer Konkurrenz mit ihresgleichen stehen.

Dr. Friedjung ging von der Tatsache aus, daß die sogenannten Lieblingskinder dem Hausarzt häufig besonders viel zu schaffen geben. Er hat dann Beobachtungen an hundert einzelnen Kindern zusammengebracht, Knaben und Mädchen im Alter von zwei bis zehn Jahren. Von diesen konnten nur 13 als „ganz gesund" bezeichnet werden, während 18 ziemlich schwere und 69 leichtere Mängel an ihrem Nervensystem aufwiesen. Zum Vergleich untersuchte er hundert Kinder, die Geschwister hatten, und fand unter ihnen 31 nervenschwache und 69 gesunde.

Diese Resultate können nach ihren zahlenmäßigen Angaben freilich auf einen Zufall beruhen, genügen aber wohl zu der Schlußfolgerung, daß hier in der Tat ein wichtiger Unterschied vorliegt. Den Nervenzustand der einzelnen Kinder bezeichnet Friedjung als Neurasthenie, teils als Hysterie. Namentlich verraten diese Kinder eine übergroße Aengstlichkeit. 49 von jenen 100 litten an schlechtem Schlaf, und von diesen hatten wiederum acht bedenkliche Anfälle von eigentlicher Angst zur Nachtzeit. Ihre geistige Entwicklung war, wie man nach der alltäglichen Erfahrung vermuten durfte, dem Durchschnitt voraus, aber gerade dieser Fortschritt der geistigen Tätigkeit scheint dem Gleichgewicht des kindlichen Organismus gefährlich zu sein. Namentlich sind die Wunderkinder mit einer besonderen Launenhaftigkeit behaftet. Ebenso auffallend wie wichtig ist dann ferner die Feststellung, daß bei solchen Kindern häufig auch eine mangelhafte Ernährung erkennbar wird, obgleich von seiten der zärtlichen Eltern sicher alles geschieht, um das Gegenteil herbeizuführen. Von den hundert Einzelkindern klagte rund die Hälfte über dauernden Mangel an Eßlust, und bei 37 trat ein fast zur Regelmäßigkeit gewordenes Erbrechen hinzu. Die genauere Untersuchung enthüllte ferner eine Reihe verschiedener Verdauungsstörungen. Die Entwicklung der Atmungsorgane bot nichts besonderes, dagegen zog die Häufigkeit von leichteren Hautkrankheiten, namentlich von Nesselflechte mit starkem Juckreiz, die Aufmerksamkeit auf sich. Endlich muß noch als besonders bedeutsam hervorgehoben werden, daß solche Kinder von allen Krankheiten, die das Nervensystem in erhebliche Mitleidenschaft ziehen, schwerer mitgenommen werden.